

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33

Kate Mosse

Die brennenden Kammern

Titel auch als Hörbuch erhältlich

KATE MOSSE

DIE BRENNENDEN KAMMERN

HISTORISCHER ROMAN



Übersetzung aus dem Englischen
von Dietmar Schmidt

LÜBBE



Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

Titel der englischen Originalausgabe:
»The Burning Chambers«

Für die Originalausgabe:
Copyright © Mosse Associates Ltd 2018

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Katharina Rottenbacher, Berlin
Umschlaggestaltung: ■■■■
Einband-/Umschlagmotiv: ■■■■
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Berkeley
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7857-2672-3

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de [ggf. www.quadriga-verlag.de]
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

*Wie immer für meine Liebsten
Greg & Martha & Felix
Und auch für meine wunderbare Schwiegermutter
Granny Rosie*

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33

Die einzige Hoffnung, sonst Verzweiflung,
liegt in der Wahl zwischen Scheiterhaufen und
Scheiterhaufen –
erlöst zu werden vom Feuer durchs Feuer.

T. S. Eliot, *Little Gidding*,
Vier Quartette (1942)

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33

INHALT

PROLOG

17

ERSTER TEIL

Carcassonne

Winter 1562

23

ZWEITER TEIL

Toulouse

Frühjahr 1562

173

DRITTER TEIL

Puivert

Sommer 1562

477

EPILOG

611

Anmerkung zu den Hugenottenkriegen

Als Hugenottenkriege bezeichnet man eine Reihe von Bürgerkriegen in Frankreich, die nach jahrelang schwelenden Konflikten am 1. März 1562 begannen. Bei dem Blutbad von Wassy metzelten katholische Soldaten des Herzogs von Guise, François de Lorraine, unbewaffnete Hugenotten nieder. Die Hugenottenkriege endeten erst, nachdem mehrere Millionen Menschen getötet oder vertrieben worden waren, mit der Unterzeichnung des Edikts von Nantes durch Heinrich von Navarra, den protestantischen König Heinrich IV., am 13. April 1598. Der bekannteste Vorfall der Hugenottenkriege ist die Bartholomäusnacht in Paris, ein Massaker, das sich vom 23. auf den 24. August 1572 ereignete. Doch ähnliche Zwischenfälle geschahen in Städten und Dörfern in ganz Frankreich, darunter auch in Toulouse, wo zwischen dem 13. und 16. Mai 1562 über viertausend Menschen getötet wurden.

Bei seinem Inkrafttreten war das Edikt von Nantes weniger aufrichtiges Zeichen einer Sehnsucht nach religiöser Toleranz als vielmehr Ausdruck der Erschöpfung und des militärischen Stillstands. Es stiftete widerwilligen Frieden in einem Land, das sich über Fragen von Doktrin, Religion und Souveränität zerfleischt und in den Ruin getrieben hatte. Der Enkel Heinrichs IV., Ludwig XIV., hob in Fontainebleau am 22. Oktober 1685 das Edikt von Nantes auf und bewirkte damit den Auszug derjenigen Hugenotten, die in Frankreich geblieben waren.

Die Hugenotten umfassten nie mehr als ein Zehntel der französischen Bevölkerung, und dennoch übten sie einen bedeuten-

den Einfluss aus. Die Geschichte des französischen Protestantismus ist Teil der Geschichte der Reformation in Europa, die am 31. Oktober 1517 begann, als Martin Luther in Wittenberg seine 95 Thesen an die Kirchentür nagelte. Heinrich VIII. von England setzte sie ab 1536 mit der Auflösung der Klöster fort, der missionarische Evangelist Jean Calvin schuf 1541 in Genf eine sichere Zuflucht für französische Flüchtlinge und Ende der 1560er Jahre in Amsterdam und Rotterdam weitere sichere Schutzorte für Protestanten. In Frankreich standen im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen das Recht, Gott in der eigenen Sprache zu verehren, die Ablehnung des Kults um Reliquien und Fürbitten, die Forderung, den Wortlaut der Bibel strenger auszulegen, der Wunsch nach schlichten Gottesdiensten auf Grundlage der Lebensregeln in der Heiligen Schrift, eine Verurteilung der Exzesse der katholischen Kirche, die viele als abstoßend empfanden, und ein Streit um die Natur der Hostie – heilige Wandlung gegen die sakramentale Einheit von Leib und Blut Jesu Christi mit Brot und Wein. Für die meisten Menschen jedoch waren solche Fragen der Doktrin sehr lebensfern.

Viele ausgezeichnete Geschichtsbücher über die Hugenotten schildern den außergewöhnlichen Einfluss dieser kleinen Gemeinschaft und ihre Diaspora, die sie als gebildete Flüchtlinge nach Holland führte, nach Deutschland, England, Kanada und Südafrika.

Die brennenden Kammern ist der Auftakt einer Romanreihe vor dem Hintergrund einer dreihundertjährigen Geschichte, die sich vom Frankreich des 16. bis ins Südafrika des 19. Jahrhunderts spannt. Wenn nicht anders angegeben, sind die Figuren und ihre Familien erfunden, aber sie hätten in diesen Zeiten leben können: gewöhnliche Frauen und Männer, die vor dem Hintergrund von Glaubenskrieg und Vertreibung um ihre Liebe und ihr Überleben kämpfen.

Manche Dinge ändern sich nie.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33

■■■■ Karte ■■■■

Hauptfiguren



IN CARCASSONNE – LA CITÉ

Marguerite (Minou) Joubert

Bernard Joubert, ihr Vater

Aimeric, ihr Bruder

Alis, ihre Schwester

Rixende, ihre Dienerin

Bérenger, ein Soldat der königlichen Garnison

Marie Galy, ein Mädchen aus der Nachbarschaft

IN CARCASSONNE – DIE BASTIDE

Cécile Noubel (vorher Cordier), Pensionswirtin

Monsieur Sanchez, ein *Converso* und Nachbar

Charles Sanchez, sein ältester Sohn

Oliver Crompton, ein hugenottischer Offizier

Philippe Devereux, sein Cousin

Alphonse Bonnet, ein Tagelöhner

Michel Cazès, ein hugenottischer Soldat

IN TOULOUSE

Piet Reydon, ein Hugenotte

Vidal (Monsignore Valentin), ein Edelmann und Priester

Madame Boussay, Minous Tante

Monsieur Boussay, Minous Onkel

Madame Montfort, seine verwitwete Schwester und
Haushälterin
Martineau, Verwalter des Boussay'schen Hauses
Jacques Bonal, Meuchelmörder und Diener Vidals
Jasper McCone, ein englischer Handwerker und Protestant
Félix Prouvaire, ein hugenottischer Student

IN PUIVERT

Blanche de Bruyère, Châtelaine von Puivert
Achille Lizier, Dorfklatschmaul
Guilhem Lizier, sein Großneffe und Soldat im Château de
Puivert
Paul Cordier, Dorfapotheker und angeheirateter Cousin
Cécile Noubels
Anne Gabignaud, die Dorfhebamme
Marguerite de Bruyère, verstorbene Châtelaine von Puivert

HISTORISCHE PERSONEN

Pierre Delpech, katholischer Waffenhändler in Toulouse
Pierre Hunault, Edelmann und hugenottischer
Kommandeur in Toulouse
Capitaine Saux, hugenottischer Offizier in Toulouse
Jean Barrelles, Pastor des hugenottischen Tempels von
Toulouse
Jean de Mansencal, Präsident des Parlaments von Toulouse
François de Lorraine, Herzog von Guise, Anführer der
katholischen Seite
Henri, sein ältester Sohn und Erbe
Charles, sein Bruder und Kardinal von Lothringen

PROLOG



FRANSCHHOEK

28. Februar 1862

Die Frau steht allein unter einem stechend klaren Himmel.
Grüne Zypressen und hohe Gräser grenzen den Friedhof ein.
Die grauen Grabsteine hat die erbarmungslose Sonne am Kap
gebleicht, bis sie die Farbe von Knochen annahmen.

Hier Rust. Hier ruht.

Sie ist groß und hat die auffälligen Augen, die die Frauen in
ihrer Familie schon seit Generationen haben, ohne dass sie davon
weiß. Sie beugt sich vor, um die Namen und Daten auf den Grab-
steinen zu lesen, die von Flechten und Moosen verdeckt werden.
Zwischen ihrem hohen weißen Kragen und der staubbedeckten
Krempe ihres Lederhuts ist die Haut ihres Halses schon bren-
nendrot. Für ihren europäischen Teint ist die Sonne zu stark, und
sie ist tagelang durch die Savanne geritten, die hier Veld heißt.

Sie zieht die Handschuhe aus und faltet sie ineinander. Sie
hat zu viele verlegt, um sorglos zu sein, und wie sollte sie hier
ein neues Paar kaufen? In der gastfreundlichen Grenzstadt gibt
es zwar zwei Krämerläden, aber sie hat nur wenig, was sie ein-
tauschen könnte, und ihre Erbschaft ist verbraucht, ausgegeben
auf der langen Reise von Toulouse nach Amsterdam und von
dort ans Kap der Guten Hoffnung. Jeden einzelnen Franc hat sie
für Vorräte und Empfehlungsschreiben aufgewendet, für Leih-
pferde und einen vertrauenswürdigen Führer, der sie durch das
fremde Land leiten soll.

Sie lässt die Handschuhe vor ihre Füße auf den Boden fallen. Ein Wölkchen aus kupferrotem Kapstaub stiebt auf und legt sich wieder. Ein schwarzer Käfer, mit hartem Rücken und Entschlossenheit gepanzert, huscht in ein Versteck.

Die Frau atmet durch. Endlich ist sie angekommen.

Gefolgt ist sie der Spur vom Ufer der Aude, der Garonne und der Amstel über die wilden Meere an die Stelle, wo der Atlantik auf den Indischen Ozean trifft, ans Cap de Bonne-Espérance.

Manchmal hat die Spur hell geleuchtet. Die Geschichte zweier Familien und eines Geheimnisses, von Generation zu Generation weitergegeben. Ihre Mutter und ihre Großmutter, dann weiter zurück zu ihrer Urgroßmutter und deren Mutter. Ihre Namen sind vergessen, sind in denen der Ehemänner, Brüder und Geliebten aufgegangen, ihr Geist aber lebt in ihr. Das weiß sie. Ihre Suche endet hier endlich. In Franschoek.

Ci gît. Hier ruht.

Die Frau nimmt den ledernen Reithut ab und fächelt sich mit der breiten Krempe glühende Luft zu. Erleichterung bringt es nicht. Es ist heiß wie in einem Ofen, und ihr flachsblondes Haar ist dunkel vor Schweiß. Auf ihr Aussehen legt sie wenig Wert. Sie hat die Stürme überlebt, die Angriffe auf ihren guten Ruf und auf ihre Person, den Diebstahl ihres Eigentums und den Verlust alter Freundschaften, von denen sie glaubte, sie würden ewig halten. Alles, um hierherzukommen.

Auf diesen ungepflegten Friedhof in dieser Grenzstadt.

Sie löst die Schnalle ihrer Satteltasche und greift hinein. Mit den Fingern streicht sie über die kleine alte Bibel – ein Talisman, den sie als Glücksbringer bei sich trägt –, aber was sie herausnimmt, ist das Tagebuch: in weiches lohfarbenes Leder gebunden, wird es von einer dünnen Schnur zusammengehalten, die zweimal herumgeschlungen ist. Darin liegen Briefe und handgezeichnete Karten, ein Testament. Das Tagebuch ist die Chronik der Suche ihrer Familie, die Anatomie einer Fehde. Wenn sie

recht hat, stellt dieses Notizbuch aus dem 16. Jahrhundert das Mittel dar, mit dem sie Anspruch erheben kann auf das, was von Rechts wegen ihr gehört. Nach mehr als dreihundert Jahren werden Besitz und guter Name der Familie Joubert endlich wiederhergestellt. Der Gerechtigkeit wird genüge getan.

Falls sie recht hat.

Dennoch, sie kann sich nicht überwinden, den Namen auf dem Grabstein zu lesen. Im Wunsch, diesen letzten Moment der Hoffnung ein wenig auszudehnen, schlägt sie stattdessen das Tagebuch auf. Die krakelige Schrift in gebräunter Tinte, die altertümliche Sprache packt sie über die Jahrhunderte hinweg. Jede einzelne Silbe kennt sie wie einen Katechismus aus der Sonntagsschule. Der allererste Eintrag.

Heute ist der Tag meines Todes.

Sie hört den Flügelschlag eines Rotschwingens und den Schrei eines Hagedaschs im Busch am Friedhofsrand. Wie unmöglich es erscheint, dass solche Laute ihr noch vor einem Monat vollkommen exotisch vorkamen und jetzt alltäglich sind. Ihre Fingerknöchel sind weiß, so fest hat sie die Fäuste geschlossen. Was, wenn sie nach alldem falsch liegt? Was, wenn es hier nicht beginnt, sondern endet?

Gott der Herr sei mein Zeuge, während ich hier, von eigener Hand, dies niederlege, meinen Letzten Willen, mein Testament.

Die Frau betet nicht. Weil sie es nicht vermag. Die vielen Ungerechtigkeiten, die ihren Vorfahren im Namen der Religion angetan wurden, beweisen, dass es keinen Gott gibt. Denn welcher Gott würde zulassen, dass in seinem Namen so viele in Qual und Furcht und Schrecken sterben?

Dennoch sieht sie hoch, als könnte sie einen Blick auf die himmlischen Gefilde erhaschen. Der Februarhimmel über dem Kap der Guten Hoffnung ist vom gleichen tiefen Blau wie über dem Languedoc. Die gleichen schroffen Winde wirbeln den Staub im Hinterland des Cap de Bonne-Espérance wie in der

Garrigue du Midi. Eine Art von Hitze, ein Atem, der die rote Erde aufwirbelt und einen Schleier über die Augen legt. Er pfeift durch die grauen und grünen Bergpässe des Landesinnern, über Pfade, die Tiere und Menschen geschaffen haben. Hier in diesem Buschland, das sie einmal Elefantenwinkel nannten, bevor die Franzosen kamen.

Jetzt ist es windstill. Die Luft ist heiß. Wenig rührt sich unter der Hitze der Mittagssonne. Hunde und Farmarbeiter haben sich in den schützenden Schatten zurückgezogen. Schwarze Geländer grenzen die Grabstätten ab – die Familie de Villiers, die Familie le Roux, die Familie Jordan –, auf denen allesamt Anhänger der reformierten Kirche liegen, die aus Frankreich flohen, um hier Zuflucht zu finden. Im Jahr des Heils 1688.

Auch ihre Vorfahren?

In der Ferne, hinter den steinernen Engeln und den Grabsteinen, begrenzen die Berge den Blick, und eine Erinnerung an die Pyrenäen trifft die Frau mit einem Mal: ein scharfes, verzweifeltes Verlangen nach der Heimat, das sich ihr wie ein eisernes Band um die Rippen legt. Die Berge sind im Winter weiß, im Frühling und im Frühsommer grün. Im Herbst verwandeln sich die grauen Felsen in Kupfer, dann beginnt der Zyklus erneut. Was würde sie geben, um sie noch einmal zu sehen.

Sie seufzt, denn sie ist hier. Sie ist weit fort von ihrem Zuhause.

Zwischen den abgegriffenen Seiten des ledernen Tagebuchs zieht sie die Karte hervor. Sie kennt jeden Strich, jeden Knick und jeden Tintenleck, und doch betrachtet sie alles ganz genau. Liest erneut die Namen der Farmen jener ersten hugenottischen Siedler, die sich nach Jahren des Exils und des Umherirrens hier niederließen.

Am Ende kauert die Frau nieder und streckt die Hand aus, um die Buchstaben nachzuziehen, die in den Grabstein geschlagen sind. Sie ist so versunken, dass sie – die gelernt hat, wach-

1 sam zu sein – die Schritte hinter sich nicht hört. Sie bemerkt
2 nicht den Schatten, der die Sonne verdeckt. Sie beachtet nicht
3 den Geruch nach Schweiß, nach Stein, nach Leder und nach
4 einer langen Reise über das Veld, bis sie die Mündung einer
5 Waffe in ihrem Nacken spürt.

6 »Stehen Sie auf.«

7 Sie will sich umwenden, sein Gesicht sehen, aber der kalte
8 Stahl drückt ihr auf die Haut. Langsam erhebt sie sich.

9 »Geben Sie mir das Tagebuch«, sagt er. »Wenn Sie das tun,
10 geschieht Ihnen nichts.«

11 Sie weiß, dass er lügt, denn dieser Mann hat sie zu lange ge-
12 jagt, und es steht zu viel auf dem Spiel. Seit dreihundert Jahren
13 versucht seine Familie, ihre Familie zu vernichten. Wie könnte
14 er sie laufenlassen?

15 »Geben Sie es her. Langsam.«

16 Die Kälte in der Stimme ihres Feindes ist beängstigender,
17 als Wut es wäre, und instinktiv fasst sie das Tagebuch und die
18 kostbaren Papiere, die es enthält, fester. Nach allem, was sie
19 erduldet hat, wird sie es ihm nicht leicht machen. Doch jetzt
20 gräbt er seine spitzen Finger durch den weißen Baumwollstoff
21 der Bluse in ihre Schulter. Hart und grimmig bohren sie sich in
22 den Muskel. Sie muss ihren Griff lösen. Das Tagebuch fällt in
23 den Schmutz und klappt auf, das Testament und die Urkunden
24 liegen im Staub des Friedhofs.

25 »Sind Sie mir von Kapstadt gefolgt?«

26 Sie erhält keine Antwort.

27 Sie hat keine Schusswaffe, aber sie besitzt ein Messer. Als er
28 sich bückt, um die Papiere aufzuheben, zieht sie die Klinge aus
29 dem Stiefel und sticht nach seinem Arm. Wenn sie ihn kampfun-
30 fähig machen kann, und sei es nur für einen Augenblick, kann
31 sie vielleicht die Papiere wieder an sich bringen und davonlau-
32 fen. Doch er rechnet mit einem Angriff dieser Art und verlagert
33 sein Gewicht zur Seite. Ihre Klinge streift nur seine Hand.

Kurz bevor er sie seitlich am Kopf trifft, ist sie sich seines herabschießenden Armes gewahr. Sie erhascht einen Blick auf schwarzes Haar, von einer weißen Strähne geteilt. Der Schmerz überwältigt sie, als ihr Fleisch unter dem Revolver aufplatzt. Sie spürt das Blut an ihrer Schläfe, seine Wärme, und sie stürzt.

In den letzten Sekunden, in denen sie bei Bewusstsein ist, trauert sie darum, dass ihre Geschichte so enden soll, in der vergessenen Ecke eines Friedhofs am anderen Ende der Welt. Die Geschichte um ein gestohlenes Tagebuch und eine Erbschaft. Eine Geschichte, die vor dreihundert Jahren begann, kurz vor Ausbruch der Bürgerkriege, die Frankreich in die Knie zwangen.

Heute ist der Tag meines Todes.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33

ERSTER TEIL



CARCASSONNE

Winter 1562

KAPITEL 1



INQUISITIONSGEFÄNGNIS ZU TOULOUSE

Samstag, 24. Januar

»Bist du ein Verräter?«

»Nein, Monsieur.« Der Gefangene war sich nicht sicher, ob er es laut aussprach oder nur in seinem zerrütteten Geist antwortete.

Abgebrochene Zähne, verrenkte Knochen, der Geschmack von getrocknetem Blut in seinem Mund. Wie lange war er bereits hier? Stunden? Tage?

Schon immer?

Der Inquisitor wedelte mit der Hand. Der Gefangene hörte das Schleifen, mit dem eine Klinge geschärft wurde, sah die Eisen und Zangen auf dem Holztisch neben der Feuerstelle. Der Balg wurde betätigt, die Kohlen glühten auf. Er empfand einen seltsamen Augenblick der Erholung, als die Furcht vor der nächsten Folter kurz den Schmerz des rohen Fleisches auf seinem gepeitschten Rücken verdrängte. Die Furcht vor dem Bevorstehenden ertränkte, wenn auch nur für einen Moment, seine Scham, zu schwach zu sein, um zu ertragen, was ihm angetan wurde. Er war Soldat. Auf dem Schlachtfeld hatte er gut und tapfer gekämpft. Wie konnte es sein, dass er nun unter dieser Tortur zusammenbrach?

»Du bist ein Verräter.« Die Stimme des Inquisitors klang dumpf und ausdruckslos. »Du bist dem König untreu, du bist Frankreich untreu. Wir haben die Aussagen vieler, die es bewei-

sen. Sie beschuldigen dich!« Er klopfte auf einen Stoß Papiere, die auf seinem Tisch lagen. »Protestanten – Männer wie du – gewähren unseren Feinden Beistand. Das ist Verrat.«

»Nein!«, wisperte der Gefangene, als fühlte er schon, wie der Atem des Schinderknechts ihm den Nacken wärmte. Sein rechtes Auge war zugeschwollen, aber er spürte, dass sein Verfolger näherkam. »Nein, ich ...«

Er stockte, denn was konnte er zu seiner Verteidigung anführen? Hier, im Inquisitionsgefängnis zu Toulouse, war er der Feind.

Hugenotten waren der Feind.

»Ich bin der Krone treu ergeben. Mein protestantischer Glaube bedeutet nicht –«

»Dein Glaube brandmarkt dich als Ketzer. Du hast dich von dem einen wahren Gott abgewandt.«

»Dem ist nicht so. Bitte! Das ist alles ein Irrtum.«

Er hörte, wie er flehte, und empfand Scham. Und er wusste, wenn der Schmerz wieder einsetzte, würde er sagen, was immer sie hören wollten. Wahrheit oder Lüge, er hatte nicht mehr die Kraft, Widerstand zu leisten.

Ein Moment der Zartheit setzte ein, so kam es ihm in seiner Verzweiflung vor. Ein sanftes Heben der Hand, wie von einem Ritter, der seine Dame umwarb. Einen flüchtigen Augenblick lang erinnerte sich der Mann an die wunderbaren Dinge, die es auf der Welt gab. Liebe und Musik, der süße Duft der Blumen im Frühling. Frauen, Kinder, Männer, die Arm in Arm durch die eleganten Straßen von Toulouse flanierten, wo Menschen streiten und uneins sein konnten, es aber nie an Respekt und Würde vermissen ließen. Weinkelche wurden bis zum Überlaufen gefüllt, und es gab reichlich zu essen: Feigen, geräucherten Bergschinken und Honig. In dieser Welt, in der er einst gelebt hatte, schien die Sonne, und das endlose Blau des Midis, des Südens Frankreichs, spannte sich einem Baldachin gleich über die Stadt.

1 »Honig«, murmelte er.

2 Hier, in dieser Hölle unter der Erde, gab es keine Zeit mehr.
3 In den *Oubliettes*, wie man sie nannte, konnte ein Mensch ver-
4 schwinden und wurde nie wieder gesehen. Als die Folter be-
5 gann, war der Schock umso schlimmer, weil sie so unangekün-
6 digt einsetzte. Ein Zwicken, dann Druck, dann die eisernen
7 Zähne der Zange, die seine Haut durchdrangen, seine Muskeln
8 und seine Knochen.

9 Als die Schmerzen ihn umfingen, glaubte er aus der Nach-
10 barkammer die Stimme eines Mitgefangenen zu hören. Ein ge-
11 bildeter Mann, ein Gelehrter; mehrere Tage lang hatte man sie
12 in der gleichen Zelle festgehalten. Er kannte ihn als einen Ehren-
13 mann, einen Buchhändler, der seine drei Kinder liebte und mit
14 milder Trauer von seiner verstorbenen Frau sprach.

15 Er vernahm das Murmeln eines anderen Inquisitors hinter der
16 tropfenden Zellenwand: Sein Freund wurde ebenfalls verhört.
17 Dann erkannte er das Pfeifen, mit dem die *Chatte de griffe* durch
18 die Luft zischte, dem dumpfen Schlag, als die Krallen auf den
19 Leib trafen, und es entsetzte ihn zu hören, wie sein Mitgefangener
20 schrie. Er war ein starker Mann, der bislang still gelitten hatte.

21 Der Gefangene hörte das Öffnen und Schließen einer Tür
22 und wusste, dass noch jemand die Zelle betreten hatte. Seine
23 Zelle, oder die nebenan? Ein Murmeln, Papierrascheln. Einen
24 wunderbaren Augenblick lang glaubte er, seine Tortur sei zu
25 Ende. Dann räusperte sich der Inquisitor, und die Befragung
26 begann erneut.

27 »Was weißt du über das Grabtuch von Antiochia?«

28 »Ich weiß nichts über Reliquien, egal welche.« Das war die
29 Wahrheit, doch der Gefangene wusste, dass sein Wort nichts
30 galt.

31 »Die heilige Reliquie wurde vor fünf Jahren aus der Église
32 Saint-Taur gestohlen. Von mehreren Seiten wird behauptet, dass
33 du einer der Verantwortlichen seist.«

»Wie könnte ich das?«, rief der Gefangene in jähem Trotz.
»Ich war noch nie in Toulouse, bis ... bis jetzt.«

Der Inquisitor bedrängte ihn weiter. »Wenn du uns sagst, wo das Grabtuch versteckt gehalten wird, endet unser Gespräch sofort. Die heilige Mutter Kirche wird dir in ihrer Gnade die Arme öffnen und dich wieder in ihrem Schoß willkommen heißen.«

»Monsieur, ich gebe Euch mein Wort, dass ich –«

Er roch seine versengte Haut, bevor er sie spürte. Wie schnell wird ein Mann zum Tier, zu Fleisch.

»Überdenke deine Antwort sehr gut. Ich werde dich erneut befragen.«

Der Schmerz, schlimmer als alles zuvor Erduldete, gewährte ihm nun eine vorübergehende Erleichterung. Er zog ihn in die Dunkelheit, an einen Ort, wo er stark genug war, um ihren Fragen zu widerstehen, und wo es ihn retten konnte, wenn er die Wahrheit sprach.

KAPITEL 2



LA CITÉ

Samstag, 28. Februar

»In nomine Patris, et Filii, et Spiritus Sancti.«

Mit einem leisen Geräusch fiel die Erde auf den Sarg. Braune Erde glitt durch weiße Finger. Dann eine andere Hand, über das offene Grab gestreckt, wieder eine, Krumen und Steinchen prasselten wie Regen auf das Holz. Das leise Schluchzen eines kleinen Kindes, in den schwarzen Umhang des Vaters gehüllt.

»Allmächtiger Vater, in deine Hand befehlen wir den Geist von Florence Joubert, geliebte Ehefrau und Mutter und Dienerin Christi. Möge sie im Licht deiner ewigen Gnade in Frieden ruhen. Amen.«

Das Licht änderte sich. Nicht mehr feuchte, graue Luft lag über dem Friedhof, sondern eine tintige Schwärze. Statt Schlamm sah sie rotes Blut. Warm und frisch fühlte es sich an, glitschig auf dem Handteller. Sammelte sich in den Fältchen ihrer Finger. Sie sah auf ihre blutigen Hände hinunter.

»Nein!«, schrie Minou und warf sich herum, sodass sie aufwachte.

Im ersten Moment sah sie nichts. Dann wurde die Kammer ringsum wieder scharf, und sie begriff, dass sie abermals auf ihrem Stuhl eingeschlafen war. Kein Wunder, dass sie so schlecht geträumt hatte. Minou drehte ihre Hände. Sie waren sauber. Keine Erde unter den Fingernägeln, kein Blut auf der Haut.

Ein Albtraum, weiter nichts. Eine Erinnerung an den

schrecklichen Tag vor fünf Jahren, als sie ihre geliebte Mutter zur letzten Ruhe gebettet hatten. Die Erinnerung wich etwas anderem. Finstere Bilder, erschaffen aus leerer Luft.

Minou blickte auf das Buch, das offen auf ihrem Schoß lag – eine Meditation der englischen Märtyrerin Anne Askew. Ob es zu ihren unruhigen Träumen beigetragen hatte?

Sie reckte sich, damit die Nacht aus ihren Knochen wich, und glättete ihr zerknittertes Unterkleid. Die Kerze war niedergebrannt, und das Wachs hatte auf dem dunklen Holz eine Lache gebildet. Welche Stunde mochte es sein? Sie wandte sich dem Fenster zu. Lichtfinger traten durch die Risse in den Läden und warfen ein schraffiertes Muster auf die abgewetzten Bodenplatten. Von draußen hörte sie die üblichen frühmorgendlichen Geräusche der Cité, die zur Dämmerung erwachte, und von den Bastionen das Klappern und Trappeln der Wächter auf den steilen Treppen des Tour de la Marquière.

Sie wusste, dass sie sich noch länger ausruhen sollte. Der Samstag war der geschäftigste Tag in der Buchhandlung ihres Vaters, sogar zur Fastenzeit. Jetzt, da die Verantwortung für das Geschäft auf ihren Schultern lag, hatte sie in den bevorstehenden Stunden nur wenig Zeit für sich. Doch ihre Gedanken drehten Kreise wie die Stare, die im Herbst auf- und absteigend um die Türme des Château Comtal zogen.

Minou legte sich die Hand auf die Brust und spürte den kräftigen Schlag ihres Herzens. Ihr Traum, der so lebhaft gewesen war, hatte sie verdrießlich gestimmt. Es bestand kein Grund zur Annahme, dass ihre Buchhandlung erneut durchsucht wurde. Ihr Vater hatte nichts Falsches getan, er war ein guter Katholik. Dennoch konnte sie den Gedanken nicht abschütteln, dass über Nacht etwas geschehen sein könnte.

Auf der anderen Seite der Kammer lag ihre siebenjährige Schwester noch im tiefen Schlaf, die Locken eine schwarze Wolke über dem Kissen. Minou berührte Alis an der Stirn und

stellte erleichtert fest, dass sie kühl war. Sie war auch erleichtert, dass das Ausziehbett, in dem ihr dreizehnjähriger Bruder manchmal die Nacht verbrachte, wenn er nicht schlafen konnte, leer war. In letzter Zeit hatte sich Aimeric allzu oft in ihre Kammer geschlichen und Angst vor dem Dunkeln vorgeschützt. Das sei das Zeichen eines schlechten Gewissens, sagte der Priester. Würde er über ihre Albträume das Gleiche behaupten?

Minou spritzte sich ein wenig kaltes Wasser ins Gesicht und wusch sich unter den Armen. Sie zog sich den Rock über, schloss das Kleid, nahm vorsichtig, um Alis nicht aufzuwecken, das geliehene Buch und verließ auf Zehenspitzen das Zimmer unter dem Dach. Die Treppe hinunter, vorbei an der Kammertür ihres Vaters und dem winzigen Abstellraum, in dem Aimeric schlief, dann weiter abwärts bis ins Erdgeschoss.

Die Tür, die den Durchgang vom großen Wohnraum trennte, war geschlossen, saß aber schlecht im Rahmen, und Minou hörte das Klappern der Pfannen und das Knarren der Kette über der Feuerstelle, als die Dienerin den Kessel an den Haken hängte, um Wasser zu erhitzen.

Sie öffnete leise die Tür und griff hinein, hoffte, die Schlüssel vom Regal nehmen zu können, ohne dass Rixende es bemerkte. Die Dienerin war warmherzig, aber sie schwatzte gern, und an diesem Morgen wünschte Minou nicht aufgehalten zu werden.

»Nanu, Mademoiselle«, sagte Rixende fröhlich. »Ich hätte nicht gedacht, dass Ihr so früh aufsteht. Alle anderen liegen noch in den Federn. Kann ich Euch Frühstück bringen?«

Minou hielt die Schlüssel hoch. »Ich muss mich sputen. Wenn mein Vater erwacht, sagst du ihm bitte, dass ich schon früh in die Bastide gegangen bin, um den Laden herzurichten? Um uns den Markttag zunutze zu machen. Er braucht sich nicht zu beeilen, sollte er beabsichtigen –«

»Nein, was für eine wunderbare Nachricht, dass der Herr ...« Rixende hielt inne, als sie Minous Gesicht sah.

Obwohl allgemein bekannt war, dass ihr Vater seit Wochen das Haus nicht verlassen hatte, sprachen sie nicht davon. Bernard Joubert war von seiner Winterreise als veränderter Mensch nach Carcassonne zurückgekehrt. Aus jemandem, der gern lächelte und für jeden ein freundliches Wort hatte, einem guten Nachbarn und treuem Feind, war ein Schatten seiner selbst geworden. Grau und zurückgezogen, mit gedämpftem Gemüt, ein Mensch, der nicht mehr von Ideen und Träumen sprach. Minou schmerzte es, ihn so niedergeschlagen zu sehen, und sie versuchte oft, ihn aus seiner schwarzen Melancholie hervorzulocken. Doch wann immer sie ihn fragte, was ihn bedrückte, verwandelten sich die Augen ihres Vaters in Glas. Er murmelte etwas von der Bitterkeit der Jahreszeit und vom Wind, den Schmerzen und Gebrechen des Alters, dann verfiel er wieder in Schweigen.

Rixende errötete. »Pardon, Mademoiselle. Ich werde dem Herrn Eure Worte ausrichten. Aber seid Ihr sicher, dass Ihr nichts zu trinken braucht? Es ist kalt da draußen. Und zu essen? Es gibt ein Stück *Pan de blat*, und vom Pudding von gestern ist auch noch ein Rest –«

»Guten Tag«, sagte Minou bestimmt. »Wir sehen uns am Montag wieder.«

Der Boden fühlten sich kalt an unter ihren Strümpfen, und sie konnte ihren Atem sehen, weiß in der eisigen Luft. Sie schlüpfte in ihre Lederschuhe, nahm ihre Kapuze und ihren dicken Wollumhang vom Ständer und steckte die Schlüssel und das Buch in die Tasche, die sie sich um die Taille band. Mit den Handschuhen in den Fingern schob sie den schweren Metallriegel zurück und trat hinaus auf die stille Straße.

Ein beherztes Mädchen an einem kalten Februarmorgen.

KAPITEL 3



Die ersten Sonnenstrahlen wärmten schon die Luft und ließen Nebelspiralen über die Kopfsteine tanzen. Die Place du Grand Puits wirkte friedlich im rosaroten Morgenlicht. Minou atmete ein, spürte die Kälte in der Lunge und setzte sich zum Tor in Bewegung, durch das man die Cité betrat oder verließ.

Zuerst sah sie niemanden. Die Dirnen, die nachts auf der Gasse ihrem Gewerbe nachgingen, hatte das Tageslicht vertrieben. Die Karten- und Würfelspieler, die die Taverne Saint-Jean unsicher machten, lagen längst im Bett. Minou hob den Rocksaum, damit die übelsten Überreste der Exzesse vom Vorabend ihn nicht beschmutzten: zerbrochene Bierkrüge, ein Bettler, der schlafend an der Wand lehnte, den Arm auf einem Hund voller Flohbisse. Der Bischof hatte gebeten, dass während der Fastenzeit alle Schänken und Tavernen in der Cité geschlossen blieben. Aber der Seneschall hatte, eingedenk der leeren Truhen des Königs, das Ersuchen abgelehnt. Es war allgemein bekannt – laut Rixende, der kein Klatsch und Tratsch entging –, dass die gegenwärtigen Bewohner des Bischofspalasts und des Château Comtal nichts füreinander übrig hatten.

Die Giebelhäuser in der schmalen Straße, die zur Porte Narbonnaise hinunterführte, schienen sich aneinander zu stützen wie Betrunkene. Ihre Ziegeldächer waren einander so nahe, dass sie sich fast berührten. Minou bewegte sich gegen die Masse der Wagen und Menschen, die zum Tor hineinströmten, und kam nur langsam voran.

Vor hundert Jahren hätte es genauso ausgesehen, dachte